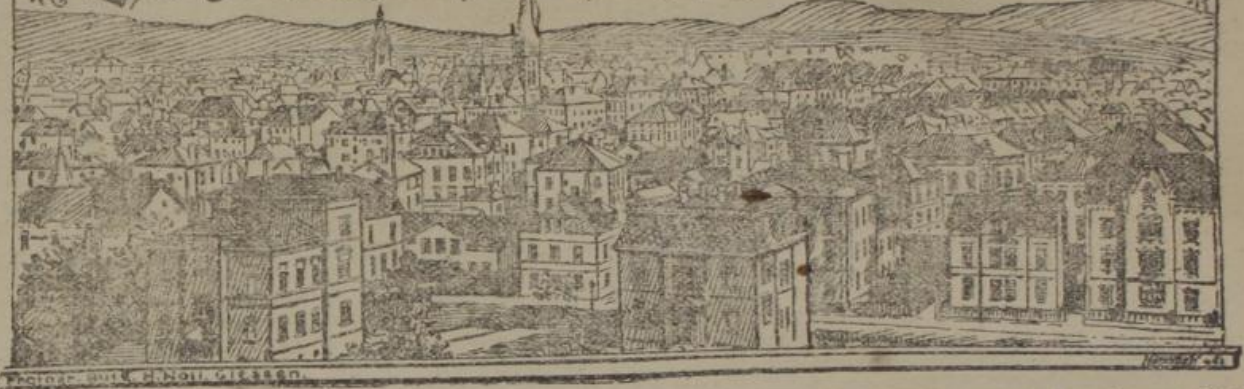


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

8.

Ueber ein Jahr blieb Hans Imhoff fort. blieb die alte Milie als treuer Erleherd in seinem vereinsamten Hause bei dem vereinsamten Kinde, das weder Vater noch Mutter besaß — und ein ganzes Jahr hindurch arbeitete Marie für zwei — für Milie und sich selber — um den Renten, die sich ihrer Obhut erfreuten, ein behagliches Dorn zu schaffen. Sie erntete öfters Anerkennung, manchmal sogar herzliche, dankbare Verehrung. Aber unverhältnismäßig mehr Undankbarkeit. — Es war ihre Vorausbestimmung, sich für andere danklos abzumühen. Das sah sie philosophisch lächelnd ein und trug's mit Humor und Würde. Sie wurde viel reifer, viel sicherer und klarer in diesem Jahre. Sie lernte die Menschen kennen und verlor trotzdem den festen Lebensmut nicht. Sie hatte eben das Geheimnis begriffen, daß „die Menschen lieb behalten“ heißt: „wenig von ihnen erwarten, viel nur von sich selber fordern“.

Ein paar stillverborgene Freuden wurden ihr ja auch beschied. Ein Teil davon waren Milies plumpe, ungeschickte Briefe, voll stilistischer und orthographischer Schnitzer, voll gesunden, praktischen Menschenverstandes und liebevollster Treue. Und die Briefe, die sie gezwungen war, in Milies Auftrag an Hans zu schreiben. Gezwungen im wahrsten Sinne des Wortes. Denn Milie weigerte sich strikte, ihrem neuen Brotherrn direkt auch nur eine Zeile zu schicken, das sei ihr lästig, sie wisse nicht genug Bescheid mit der Feder, um an einen so hochgelehrten Herrn zu schreiben. Marie möge das für sie tun, sie wisse jedenfalls viel besser, was Herr Imhoff zu erfahren nottue, und was nicht. Da also Hans auf verschiedene Briefe nie eine Antwort von der Alten erhielt — und sich deshalb an Marie wandte — und Marie Abrechnungen, Anfragen und Mitteilungen zwischen den beiden vermitteln mußte — geschah's ganz von selbst, daß sie wieder in eifrigen Briefwechsel geriet. Von ihrer Seite stets ein wenig geschäftsmäßig kühl, nur Tatsachen berichtend, fast nie ein persönliches Wort. Von ihm dagegen immer breiter, immer tiefer, umfassender werdend — es war so wundervoll für ihn, sich in diesen Briefen an die stolze, verschwiegene Feembin so harmlos, so rückhaltlos gehen lassen zu können. — Gerade diese Schweigsamkeit, diese ihre Zurückhaltung taten ihm wohl. Sie störte ihn nie durch eine Bemerkung, eine Frage, die ihre eigene Persönlichkeit in den Vordergrund drängte, sie blieb immer bescheiden und sachgemäß — sie verstand ja so prachtvoll „zuzuhören“!

Er hatte sich bald nach Weihnachten von Bhipp Koch getrennt, mit dem er einige Monate in Aegypten zugebracht hatte, und war nach Indien gegangen. Bhipp selber aber

schlenderte in behaglicher Langsamkeit durch ganz Italien in die Heimat zurück, der er fast ein Jahr hindurch fern geblieben war.

Der indische Aufenthalt, über die größere Hälfte dieses neuen Jahres ausgedehnt, brachte Hans Imhoff reiche Früchte. Hier entstand Plan und Knochengestalt seines Werkes „Unter indischer Sonne“ — des besten vielleicht, was je über das große Wunderland geschrieben ward. Und eine Fülle kleinerer Arbeiten — ein Band seines „Märchenbuchs für große Kinder“ — es war, als ob er sich selber gar nicht genug tun konnte.

Im Herbst kehrte er nach Europa zurück. Widerwillig, schweren Herzens — Fräulein Meta Stilling würde das Nitat angeführt haben: „Der Rot gehorchend, nicht dem eignen Triebe“. Sein Verleger und verschiedene wichtige unaufschiebbare Angelegenheiten hatten seine Rückkehr gefordert. In den letzten Septembertagen traf er in Berlin ein.

Diesmal empfing Marie ihren Besuch selbst. Ein Brief hatte ihn angemeldet, er erschien pünktlich zu der Stunde, die Marie ihm als besonders angenehm genannt hatte, und sie wußte vom frühen Morgen an, daß und wann er kommen würde. Das gab ihr Ruhe und Sicherheit. Ihr Selbstbewußtsein war ohnehin gewachsen in dieser Zeit erfolgreicher Kämpfe mit sich und anderen —

So erschien sie ihm beinahe als eine Fremde. Größer, stattlicher, frauenhafter, mit beherrschten Bewegungen, mit klaren, kühlen Blicken. Während er ihr die Hand schüttelte und diese Einzelheiten in seinen Geist aufnahm, fiel ihm unwillkürlich ein, wie er sie das legemal gesehen: In derselben Umgebung, aber unsicher, verwirrt, haltlos bis zur Peinlichkeit. Ob sie bei ihrer — „plastischen Empfangsdame“ — wie hieß die Würdevolle doch gleich? — erfolgreich in die Schule gegangen war? Hans sah sich lächelnd um und fragte nach Fräulein Meta.

Fräulein Meta war ausgegangen. Marie hatte sie mit einem Auftrage fortgeschickt. Sie bekam es jetzt schon wirklich manchmal fertig, ihre andrucksvolle „Stüpe“ zu „schicken“. Leicht die Stirn runzelnd, gab sie Bescheid, daß Fräulein Stilling für sie nach Berlin gefahren sei, um verschiedene Einkäufe zu erledigen. Stirnrunzelnd, denn sie überlegte dabei, weshalb sie die Meta eigentlich heute nachmittag entfernt habe. Es war scheinbar ganz ohne Nebengedanken geschehen. Und nun wußte sie mit einem Male, weshalb sie's getan hatte. In der Erinnerung an die Anwesenheit dieser selben unvermeidlichen Meta, bei jenem ersten Wiedersehen mit Hans Imhoff vor etwa über einem Jahre. —

Es kam ihr jetzt selbst geradezu späßig vor, wie ungeschickt sie, Marie, sich damals benommen hatte. Wie ein tollpatschiger Backfisch, wahrhaftig! Heute hätte sie die Meta nach dem Kaffee geschickt. Und als sie das dachte, mußte sie ganz unmotiviert lachen.

Dies herzliche Lachen kleidete sie gut. Es machte sie jünger und hübscher. Es fiel Hans auf, wie gut die Marie heute ausah. Und da fuhr's ihm mal wieder heraus:

„Ein nettes, liebes, prächtiges Mädel!“ sagte er ganz laut.

Marie sah ihn grenzenlos erstaunt an.

„Du meinst?“ fragte sie.

Da wurde er verlegen. Sie schien ihm in diesem Augenblick direkt hochmütig ablehnen.

„Ich meine — dies Fräulein Stilling, oder wie sie sonst heißt,“ stotterte er. „Ich erinnere mich, daß sie eine auffallend hübsche Erscheinung ist.“

Es war die erste bewußte Unwahrheit, die er gegen Marie Krumpa aussprach. Vielleicht empfand sie's als solche. Denn ihr Gesicht beschattete sich und sie forderte ihn ziemlich kurz auf, doch lieber mit ihr in ihr kleines Privatzimmer zu kommen, hier ließe alle Augenblicke wer durch, und da endlich Platz zu nehmen.

Das tat er, sie setzte sich ihm schräg gegenüber an ihren Schreibtisch, und während er, noch immer ein wenig verlegen, nach einem ersten Unterhaltungsthema suchte, fing sie selbst bereits fließend und ruhig zu reden an.

Von Milles letztem Brief, den sie ihm noch nicht hatte zustellen können. Sie holte das Frau's Schreiben aus der Tasche und las es ihm vor. Es drehte sich wie immer hauptsächlich um die Fortschritte des lustig gedeihenden kleinen Hans, dann um einige Neuanschaffungen für die Garderobe dieses jungen Weltbürgers — und enthielt schließlich die Meldung, daß der eigentliche Besitzer des Häuschens neulich dagewesen sei: er wolle es nicht weiter vermieten, sondern zu Beginn des neuen Jahres selbst beziehen.

Das waren ja unerfreuliche Nachrichten. Hans fuhr sich mit beiden Händen durch das üppige Haupthaar.

„Ja, was fange ich denn da aber an!“ rief er ganz verzweifelt. „Ich weiß ja nun gar nicht, wohin mit dem ganzen Krempel!“

„Versteht du unter „Krempel“ auch dein Kind mit?“ fragte Marie nicht ohne gelinde Bosheit.

Er starrte sie ganz entsetzt an.

„Der Junge! Natürlich,“ rief er. „An den hatte ich eben noch gar nicht gedacht. . . . Und der ist doch die Hauptsache.“

„Das findest du also doch wenigstens! Ich dachte wahrhaftig schon, du hättest ihn ganz und gar vergessen.“

Hans sah düster vor sich hin.

„Das habe ich manchmal wirklich, Marie,“ gestand er sehr kleinlaut.

„Aber das ist doch unrecht — schrecklich, schrecklich unrecht!“ rief Marie.

„Meinst du? Mir will's eher scheinen, als ob's bloß traurig wäre. Tieftraurig und verständlich zugleich. Was weiß ich denn von meinem Kinde? Was kann ich ihm sein? Was ist es mir? Vielleicht, wenn ich es jetzt wiedersehe.“

„Ja, tue das — tu's recht bald!“ rief Marie, eifrig näherrückend. „Es wird gut für euch beide sein! Das arme, süße kleine Kerlchen. . . . Ich will dir nur jetzt eingestehen, Hans, was ich dir nicht habe schreiben mögen. Ich bin schon zweimal dort gewesen in diesem Jahre, um nach Milles und — dem Kinde zu sehen. Ich hielt es nicht aus, so gar nicht zu wissen, wie da alles in Wirklichkeit aussah. Daß Milles kein sehr gewandter Berichterstatter ist, wirst du wohl selber gemerkt haben. Da war ich Anfang des Jahres, und dann wieder im Sommer, ein paar Tage dort und habe nach dem Nechten gesehen, und das letztemal habe ich auch ein Bild von Bubi machen lassen — ich hätte es dir geschickt, wenn du noch nicht heimgekehrt wärest. Das hätte dich vielleicht zu dem armen, kleinen Liebling zurückgeholt!“

Hans sprang in heftiger Bewegung auf.

„Du bist bei ihm gewesen, du hast soviel mehr für ihn getan als ich, der Vater!“ sagte er voll bitterer Scham. „Wie soll ich dir je danken, Marie. Nein, laß nur: Ich weiß ja, du magst nichts von Dank hören. Und doch — wie klein stehe ich jetzt vor dir! Ich habe nur mir selbst, nur meinen egoistischen Zweden und Zielen gelebt, seitdem ich allein blieb. In diesem Augenblick wird's mir klar, was ich an meinem armen Kinde für ein schweres Unrecht begangen habe.“

„Ach Unsinn! Sag doch so was nicht!“ Marie machte eine geradezu leichtfertig wegwerfende Handbewegung. „Es war ja so verständlich, so klar verständlich, daß es dir so und nicht anders ging. Man kann höchstens sagen, daß es traurig war: Du hast manches dadurch verjäumt: das erste, himmlische Erwachen der jungen Seele. Du hast keine Ahnung, wie entzückend sich der kleine Mensch entwickelt hat!“

„Kann ich das Bild sehen?“ fragte Hans weich. Marie machte eine Bewegung, aufzustehen.

„Ich hab's am Fenster, auf meinem Nähtisch stehen,“ sagte sie leise.

Er war bereits dort. „Paß, bemühe dich nicht — ich hol's mir schon selber,“ sagte er. Und dann schwieg er eine lange, lange Zeit, versunken in das liebevolle Kinderantlitz, — ihm ein Fremdes, und war doch das seines eigenen Kindes, des einzigen Menschen in der Welt, der zu ihm gehörte.

Ganz gerade blickten die hellen, klaren Kinderaugen aus dem Bilde heraus in die seinen. Und er spürte, wie das ihm feucht wurden.

„Mir kommt's jetzt vor, als ob ich ihn schon ganz genau kannte!“ sagte er endlich leise. „Da ist kein fremder Zug, der mich stört.“

„Nein,“ sagte Marie, ebenso leise. „Kein einziger. Er sieht dir so ähnlich, wie nur ein kleines Kind einem erwachsenen Menschen ähnlich sehen kann. Und die Augen — das sind ganz und gar deine Augen.“

„Darf ich das Bild behalten?“ fragte Hans heiser.

„Es ist deines, ich hab' ein zweites vor meinem Bette stehen. Du willst schon gehen, Hans?“

„Ja, ich möchte jetzt lieber gehen,“ versetzte er abgebrochen mit noch immer belegter Stimme. „Du wirst das verstehen, Marie, ich muß jetzt ein Weilchen allein sein mit mir und dem Bilde.“

„Natürlich verstehe ich das. Aber du kommst noch einmal wieder, ehe du abreist?“

Er hielt ihre Hand fest, sah ihr in das ernste Auge und antwortete nicht gleich.

„Natürlich komme ich wieder,“ sagte er dann hastig. „Vor übermorgen kann ich keinesfalls fahren — ich hab' noch viel Wichtiges zu erledigen. Auf Wiedersehen, Marie.“

Er hob rasch ihre Hand an die Lippen, ehe er sie los ließ. Marie hatte die Bewegung nicht voraussehen können, sie ließ es hilflos über sich ergehen, dies ungewohnte Ereignis, nur brennend rot wurde sie dabei. Hans ging fort, sie stand noch mitten im Zimmer, ohne sich zu rühren.

„Aber das ist ja lächerlich!“ sagte sie mit einem Male ganz laut. Sie fuhr sich mit der Hand über das glühende Gesicht und ging an ihre Arbeit. — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Goethes Lili.

(Zu ihrem 100. Todestag, 6. Mai 1917.)

Von Dr. Paul Landau.

Als sich der 80jährige Goethe entschloß, im 17. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ sein „schmerzlich-süßestes Lebensjahr“, das seines Brautstandes mit Lili, darzustellen, da traten dem Greise in der Erinnerung an jene längst verklungenen, nie vergessenen Tage die Tränen ins Auge, und die tiefe Erregung seines ewig jungen Herzens schuf noch einmal ein Mädchenbild von unvergänglichem Reiz. Daß doch der alte Goethe gefunden, daß er nur sie geliebt habe, und so nimmt Lili unter den Frauen, die Goethe am nächsten standen, die sein Leben und Dichten entscheidend befruchteten, einen besonderen Platz ein, ist noch immer von jenem magischen Hauber unflößen, den der junge Verliebte an ihr bewunderte. Neben Frau von Stein ist Lili Schönmann, die später den elässischen Baron von Türckheim heiratete, die nach Geist und Charakter bedeutendste Frauengestalt, die Goethe geliebt. Betrachtet man die Liebeserlebnisse des Dichters, die ja seiner Entfaltung den gewaltigsten Anstoß gaben, unter einem höheren kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt, dann offenbaren sich in Friederike, Lili und Frau von Stein drei verschiedene Lebens- und Welt-sphären, die Goethe gleichsam in harkoltscher Verförerung entgegentraten. Die Heiden der Seelenkammer Wölle bringt ihm Volkstum und Volkslied nahe, in die sich der Straßburger Student leidenschaftlich vertiefte. Dem Weimarer Geheimrat, in dem die Sehnsucht nach Italien wächst, tritt in Frau von Stein die Vertreterin eines abgeklärten Klassizismus entgegen, und Lili stellt in einem solchen Zusammenhange die letzte Schöne des endenden Rokoko dar, die „Staatsdame“, die in einem Schimmer von Eleganz und seiner Koketterie blendet und alle verführerischen Reize der Frau am stärksten ausstrahlt. Wir sind durch Goethes Briefe, besonders die an Guitchen Stolberg, an jene „unbekannte Geliebte“, der er während seiner Brautzeit mit Lili sarkantlose Bekenntnisse seines Gefühls macht, durch Zeugnisse der Mitlieben- den und eine Fülle von Dokumenten über die Lebensschicksale Lilis so gut unterrichtet, wie sonst höchstens noch über das Wesen der Frau von Stein. Und doch wird auch bei der Betrachtung dieses Frauencharakters jede Darhellung zu der unübertrefflichen Schilderung Goethes selbst zurückkehren, der in diesem Buch von „Dichtung und Wahrheit“ sich noch einmal als der feinste Seelenkennner offenbart.

Lassen wir flüchtig die Fülle der entzückenden und leidenschaftlichen Bilder an uns vorüberziehen, die in das vornehme Balthasarhaus der Schönmanns am Frankfurter Kornmarkt führen und das zarte Pastellgemälde der hellblonden Lili im Rahmen eines eleganten Rokobinterieurs unter einer mondänen Gesellschaft von Herren in der Puderperiode und Damen im Reifrod aufstehen lassen. Bei einem Hauskonzert am Neujahrstag 1775 festeln ihn zuerst die graziose Figur und das selenwolle Gesicht der Hausdame, und so klingt Klaviermusik anmutiger Sonaten und Menuette in dieses jubelnd anschwellende, dann tragisch sich verdunkelnde Liebesglück hinein, bis zu jenem grauen Novemberabend zehn Monate später, da Goethe vor seiner Abreise nach Weimar vor Lilis Fenster steht, ihren Schatten am Klavier sieht und von ihrer Stimme sein Lied hört, das er an sie gedichtet: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach! in jene Pracht?“ Nur mit der ganzen Kraft seines Charakters kann er den Abschied für innert nehmen. Goethe hatte die Leidenschaft mit aller Macht gepackt, und auch Lili hat ihn tief und wahr geliebt. Wenn trotzdem ihre Kofetterie hin und wieder, vor allem den vertrauten Geschäftsfreunden des Hauses gegenüber, hervortrat, so lag dies mehr in dem tändelnden Verkehrston der Zeit, der ihr als einer jungen Dame von Welt anerkannt war, als in ihrem Charakter. Der Konflikt, der bald in dem Verhältnis der beiden ausbrach, war viel mehr bedingt durch das alle Schranken sprengende, in die Welt hinaus begehrende Genie des Mannes, der sich in dem engen Modestalon Lilis nicht wohlfühlen konnte. Wie in dem Gedicht von „Lilis Part“ in einer grellen Allegorie, so tritt das Bild des gefangenen Vögelns auch in seinen Briefen früh hervor. „Wenn Sie sich, meine Liebe, einer Goethe vorstellen können,“ schreibt er an Auguste Stolberg, „der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konfessioneller Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandluchter und Kronleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Konzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Faunachis-Goethe.“ Bereitet von dem Zwang des Gesellschaftslebens, durchsehen die beiden Liebenden dann wieder idyllische Tage auf dem Lande bei der Verwandten in Offenbach, und schließlich bringt eine energische Bekannte die offizielle Verlobung zwischen ihnen zustande. Goethe wird Bräutigam. „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden,“ meint der Kreis in dem späten Rückblick, „daß ich in dem Verlauf meines wunderbaren Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Mute sei.“ In den wundervollen lyrischen Gedichten, die aus Goethes Verhältnis zu Lili entstanden, tritt nun an die Stelle des gebundenen Vögelns das Bild des gefangenen Vogels, so in den wunderbar rührenden Versen:

Wie ein Vogel, der den Faden bricht  
Und zum Walde kehrt,  
Er schlepp' des Gefangnisses Schmach,  
Noch ein Stüdchen des Feders nach;  
Er ist der alte freigebohrne Vogel nicht,  
Er hat schon jemand angelockt.“

Wie seinem Fernando in der wenige Wochen vorher entstandenen „Stella“, „erstickt dieser Zustand alle meine Kräfte,engt ihn ein.“ „Neh' mich fort in die freie Welt!“ dieser Gedanke treibt ihn auf die Schweizer Reise mit dem Grafen Stolberg, auf der ihm das Bild Lilis wie seinem Jäger im „Nachtlied“ innerlich sich vorwärtschiebt. Dem Zurückgekehrten beginnen aufs neue die Kämpfe der schmerzlichen Leidenschaft, des abstoßenden Zwanges; das Mädchen, das erst sein ganzen Wert erkennt und ihm über alles, selbst auf der Nacht nach Amerika, folgen will, sucht ihn mit dem ganzen Hauch ihrer Natur zu halten. Doch der frei in die ferne drängende Genius ist stärker und reißt ihn los aus ihrem magischen Kreise — nach Weimar. Auch hier lebt Lilis Liebe noch lange in ihm fort: „Im hohen Tal, auf schneebedeckten Höhen, war stets dein Bild mir nah.“ Bis sie endlich vor neuen Eindrücken und Erlebnissen zurücktreten muß, verblaßt, doch nie vergessen.

Lili hat drei Jahre später, nachdem vorher eine zweite unglückliche Liebes- und Verlobungsgeschichte ihr Herz noch schwer geprüft hatte, dem Bankier Bernhard von Türlheim zu einer glücklichen Ehe die Hand gereicht. Goethe fand sie bei einem Besuch in Frankfurt 1779 mit ihrem kleinen Töchterchen spielend. Die Seelengröße und Tapferkeit ihrer Natur bewährte sich während der Revolution, wo ihr Mann 1794, von der Verhaftung bedroht, fliehen mußte und sie, als Bäuerin verkleidet, mit ihrem fünf Kindern, von denen sie das jüngste auf dem Rücken trug, in 15tägiger Wanderung ihm nachzog, dabei von der französischen Soldateska angehalten wurde und sich nur durch die seltliche Höhe ihres Wesens rettete. Ein schlahtes Seldentum strich aus den Briefen dieser aufgeregten Tage, und zu einem wunderbaren Seelenadel ist nun ihr ganzes Wesen geläutert. Die Frauen, die ihr damals nahe traten, die Gräfin Glosstein und Goethes Schweizer Freundin Bäte Schultze, haben sie so geschildert. „Ich sah zum ersten Male die Lili Türlheim,“ erzählt die Schweizerin Goethe, „sie ist durch Leiden und Schicksale körperlich sehr mitgenommen, aber desto höher ihr Mut, desto fester die Kraft ihrer Seele. Wann eine Sterbliche von guten Geistern bewacht und

hüdnüchgeführt wird, so ist dies. Es war mir so wohl neben ihr, als wann ich in deiner Tobigenie lese.“ Der Gräfin Glosstein gelang sie mit seltener Aufrichtigkeit, welche bestimmenden Einfluß Goethes Liebe auf ihr ganzes Leben gehabt habe: „Seinem Gedeihen verdaule sie es, was nur allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Mannes und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Tages für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie mußte sich daher als sein Geschoß betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hängen.“ Zeugnisse dieser innigen Verehrung sind die wenigen Briefe, die sie später an Goethe geschrieben, und auch der Dichter gedachte ihrer mit ähnlichen Gefühlen. „So wenig man sich wieder Bräuer und Schwächern schaffen kann, wenn Vater und Mutter tot sind,“ schreibt er 1797 an einen ihrer Verwandten, „so wenig kann man sich Freunde erwerben, wie die sind, die ein früheres völlig entschwendenes Jugendverhältnis uns verschafft.“ Der Achtzigjährige sagte zu Erdmann: „Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt,“ und zu Soret: „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller ihrer Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühle ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe.“ Lange hatte er gezögert, ihr Bild in seiner Lebensbeschreibung herauszuschreiben. Nun, da er es tat, war sie längst gestorben, am 6. Mai 1817 im Kreise ihrer Familie, im Elß, wo sie ihre zweite Heimath gefunden. In Goethes Dichtung aber lebt sie für immer fort.

Von jenem ersten drängenden Seelenruf nach „neuer Liebe, neuer Leben“, der in dem Gedicht „Herz, mein Herz, was soll das geben?“ in Goethes Jugendlyrik die Herrschaft Lilis über seine Verse ankündigt, bis zu dem letzten verklärten Bild ihrer Persönlichkeit in „Wahrheit und Dichtung“ leuchtend über dieses entzückende Wesens mit den großen blauen Augen, der herrlichen Stirn und dem süßen stolzen Mund aus vielen seiner Dichtungen. Sie ist die Heldin der „Stella“, wie sie schon der graziose Elmire des Goetheischen Epos hat zum mindesten von ihren äußeren Schicksalen so manche Anregung erfahren. Der dramatische Entwurf „Der Falke“ war ein Nachklang dieser Leidenschaft. Auch in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, in den „Wahlverwandtschaften“, im „Faust“ hat man Spuren ihres Einflusses entdecken wollen. Aus Goethes Leben und Fühlen, aus seinem Dichten ist die „Lili“ nicht wegzudenken.

## Vermischtes.

— Weiteres aus der Geschichte des deutschen Schauspiels. Wenn das deutsche Schauspiel, wie übrigens das auch aller anderen Völker seit seinen Ursprüngen mit heiteren Elementen stark durchsetzt war, so fehlt doch auch seiner Geschichte selbst nicht eine Menge von Episoden, die bei rüchbildender Betrachtung in uns eine Heiterkeit erwecken, die zurzeit jener Ergebnisse wohl kaum beabsichtigt war. Das komische Element im Spiele selbst war schon der vorchristlichen Bühne bekannt und hat sich im Verlaufe der mannigfachen Entwicklungen bis in den heutigen Theaterplan hinein erhalten. Die mittelalterliche Mystereibühne, die an keinerlei Ueberlieferungen anknüpfte, sondern sich selbständig entwickelte, bereicherte die Zeit des Hanswurst vor, der, wie einer theatergeschichtlichen Plauderei Wolf von Muradts im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden „Ueber Land und Meer“ zu entnehmen ist, anfangs als schalkhafter Bote oder nach französischen Mustern als lustiger Teufel austrat. In die geistlichen Spiele in Deutschland wurden dann frühzeitig die volkstümlichen Markt- und Prügelszenen eingeschoben, in denen komische Quackalber, Kaufleute und Knechte ihr Wesen trieben. Der hilferichte Hanswurst-Charakter wurde hierauf in den Faunachispielen geistlos, die besonders um 1450 in Nürnberg beliebt waren und von Hans Sachs dichterisch umgewandelt wurden. Der große Erfolg des Hanswurst führte dazu, daß die begabtesten Berufschauspieler ihre Können hauptsächlich auf diese Rolle einstellten. Besonders Heimatrecht gewährte man den Hanswurststuden in Wien, wo Josef Anton Stronitzky im Jahre 1708 die Stegreiftomödie einführte. Ein heiteres theatergeschichtliches Dokument stellt der von Muradts mitgeteilte langatmige Titel einer dieser Komödien dar: „Die gekürzte Tyranny in der Person des Wärrichs Kokotte oder Triumph der Liebe und Rache mit Hanswurst, dem getrauten Spion, einfältigen Soldaten, leichtsinnigen Liebhaber und was für Lustbarkeiten ferner sein, wird die Aktion ferner vorstellen.“ Die Vorliebe für den Hanswurst hatte aber auch ihre schlechten Seiten, da durch sie das Schauspiel immer mehr verflachte, bis es dann durch die unsterbliche Friederike Karoline Neuber zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Verein mit Gottsched neuen und höheren Zielen zugeführt wurde. Einen unverrückbaren Meilenstein auf dem Entwicklungsweg der heiteren Bühnentunst bildet die Berliner Uebersetzung von Lessings Meisterstück „Mina von Barnheim“ im Jahre 1768, von der aus die Entwicklung des literarisch wertvollen deutschen Lustspiels ihren Anfang nahm. Trotz dieses großen Erfolges hatte aber Lessing bekanntlich manchen Idyler um die gebührende Anerkennung zu ringen. Als ein komisches Anstößig sei erwähnt, daß in der Nathan-Aufführung mit Mssand in Berlin durch den Tarseller des Sultans der Erfolg stark gefährdet wurde. Der Schauspieler versprach, sich nämlich bei der Stelle: „Auch soll es

Nathan schon empfinden, daß er ohne Schweinefleisch ein Christenkind erzoget", und erklärte statt dessen: „daß er ohne Christenfleisch ein Schweinekind erzoget". Wenig heiter mag Goethe die Erklärung gefunden haben, mit der sein Oß in Berlin angekündigt wurde. Sie lautete nämlich: „Deute wird die von Seiner Königlichen Majestät von Preußen allergnädigst privilegierte höchste Gesellschaft teutscher Schauspieler ausüben: Oß von Berliningen mit der eisernen Hand. Ein ganz neues Schauspiel in fünf Akten, welches noch seiner ganz besonderen und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Dichter mit Fleiß verfertigt worden. Es soll, wie man sagt, nach Shakespeareschem Geschmack abgefaßt sein. Auch hat man, um sich dem geehrtesten Publikum gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nötigen Dekorationen und neue Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stück kommt auch ein Ballet von Rigenern vor." Komisch waren uns auch die historischen Zensururteile an, die allerdings den Dichtern, die sich ihnen beugen mußten, wenig Freude bereitet haben mögen. Besonders schwer hatte bekanntlich Schiller unter der Zensur zu leiden, so mußten bei der Erstaufführung seiner „Räuber" am 19. Januar 1781 am Haupttheater Hof- und Nationaltheater Schwarz und der Pastor Roter gepöbelt werden, während man den Vater in eine Magistratsperson umwandelte. Die Wiener Zensur gestattete die Aufführung des „Don Carlos" nur, wenn die Liebe des Sohnes zur Königin gestrichen und an Stelle des Reichtvaters ein Vagantmeister gesetzt werde. Die Zensurkomik hat den Hausvater immer zu schlagen gewußt und wird wohl auch in Zukunft den Dichtern noch manches zu schaffen machen.

— Humor in der Schweizer Armee. Daß trotz des Erfalles der Zeit die schon so lange mobilisierte Schweizer Armee ihren Humor nicht eingebüßt hat, beweist die folgende kleine Anekdote, die ein Berner Blatt wiedergibt. In Appenzell war ein Bataillon mobilisiert worden, um den Sicherungsdienst an der Grenze auszuüben. Als das Korps erst wenige Tage lang an seinem Bestimmungsort den vorgeschriebenen Dienst tat, trat ein Soldat vor den Hauptmann mit der Bitte: „Herr Hauptmann, ich bitte Sie, mich auf einige Tage nach Hause zu beurlauben, da ich erfahren habe, daß meine Frau plötzlich schwer erkrankt ist." Da dem Hauptmann die Wahrheitsliebe des Bittstellers etwas fragwürdig wirkte, erklärte er, dem Gesuch nicht stattgeben zu können, weil der Zustand der Mobilisation es nicht dulde. Vierzehn Tage später suchte derselbe Soldat wieder den Hauptmann auf und batte ihn mit Tränen in den Augen an, ihn doch jetzt endlich nach Hause zu entlassen, damit er seine Frau, die sich in den letzten Tagen befindet, noch einmal umarmen könne. Da beschloß der Hauptmann, der Wahrheit auf die Spur zu kommen und sagte: „Sie sagen, mein Weib. Ich habe nämlich gestern nach Ihrer Wohnung telegraphiert und haben die Antwort erhalten, daß Ihre Frau sich kräftiger Gesundheit erfreut." Kaum hatte der Soldat diese Worte vernommen, als er das Gesicht verzerrte, um nicht vor Lachen herauszuknallen. Er trat ganz nahe an den Hauptmann heran und flüsterte ihm geheimnisvoll ins Ohr: „Herr Hauptmann, wir verstehen uns beide gleich schlecht auf die Kunst des Lügens. Jetzt kann ich Ihnen ja ruhig das Geheimnis anvertrauen — ich bin in meinem ganzen Leben niemals verheiratet gewesen."

**Väterlich.**

— Eduard Engel, Sprich Deutsch! Ein Buch der Entwicklung. — Leipzig, Hesse & Wader Verlag, Preis 1.50 Mark. In die lebhafteste, durch den Weltkrieg ums Deutsche dadurch gesteigerte Bewegung deutscher Sprachlehre greift einer der bekanntesten und erfolgreichsten Vorkämpfer reiner Sprache machtvoll ein: Eduard Engel, der Verfasser der Deutschen Stilkunst. Wenn es wirklich Ernst ist mit der Hebung unserer edlen Muttersprache von dem unerträglich gewordenen hergehobenen Buh der Auslandsfärserei, der leise, bedächtige und verbreite dieses Buch! Hierin wird nicht mit zaghaftem „Awar-Koer", mit „Ich möchte gern, aber es geht nicht", mit all den abgedroschenen Halbheiten des Ringens um Deutschlands hohes Bestium reiner Muttersprache gekämpft, sondern endlich einmal wird die Wahrheit ausgesprochen. Engel rügt aber nicht bloß, nein, er weiß auch, selbst ein Meister reiner deutscher Sprache, den Weg, auf dem wir aus der Weilscherei herausgelangen können. Dieses Buch ist eine deutsche Tat und sie muß, sie wird segensreiche Folgen haben. Auch unsere Staatsbehörden können nicht daran vorübergehen; von den deutschen Schulen versteht es sich von selbst.

— Reinhard Johannes Sorge: Metanoëte, 3. Mysterien. 1915. Guntvar, Die Schule eines Propheten. 1914. Beide im Verlag der Kölschen Buchhandlung, Kempten-München. — Von R. J. Sorge ist an dieser Stelle schon gesprochen worden. Die drei Mysterien in Metanoëte beziehen sich auf die Empfängnis Mariæ, Geburt Christi und Darstellung im Tempel. In erhabener dichterischer Sprache, getragen von unbegrenztem religiösem Empfinden, widelt sich die Handlung ab. Wir suchen nach Analogien und finden keine. Vollkommen neu und eigenartig ist das Leben der heiligen Personen angefaßt; unter Beibehaltung

aller überflüssigen Details treten nur die Hauptpersonen auf und ihr Hintergrund, der Ruhe und Frieden atmen soll, ist entweder auf Gold oder Silber gestimmt und dementsprechend weichen sich alle Handlungen entweder bei aufgehender Sonne oder silberheller Sternennacht ab. Trotz des hohen dichterischen Schwingens ist die Sprache klar und verständlich, ebenso die Handlung, und wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo wieder Poësie und Pracht in unsere Kirchen einzücht, wird vielleicht zur Weihnachtszeit Sorges Metanoëte vor unseren Altären gespielt werden. — In Guntvar befinden wie ein Stück des philosophischen Bekenntnisses des Dichters. Von diesem Drama gilt, wie von dem „Pettler" daß viel Schönes und Beklärtes neben viel Verworrenem steht. Reiferhaft sind die Prosafragen, aber schier unverständlich ist die Poësie der Zwischenbilde. Oft reihen sich Wortfolgen aneinander, die zwar in Reimen endigen, in die jedoch schwerlich ein lauer Sinn gebracht werden kann. Der Gang zum Abschlüssen überdeckt die Klarheit. Es wäre verzieht, von Tiefe zu reden, wo Klarheit herrscht. Der Anklang an Goethes Faust ist überall unverkennbar, sogar in technischen Ausban. Aber gerade die vielen Verworrenheiten und Unklarheiten lassen ahnen, was aus diesem leider zu früh Dahingegangenen hätte werden können, wenn ihm Zeit genug vergönnt gewesen wäre, sich liberal zur Klarheit durchzuringen. Es kann eben doch nur ein wirklicher Dichter in solchem Schwung und solcher Phantasie arbeiten.

— Die Jäger vor! Von Oberleutnant Alexander v. Bülow. Feldpostausgabe 1 Mark. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig.

— Deutscher Wille (Kunstwort). Zweites Aprilst 1917. (Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis von 3,60 Mk. vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey München.) Das Heft enthält folgende Beiträge: Emil Fuchs, „Nicht bitter werden!"; Wolfgang Schumann „Theaterkultur"; Slavisch!, „Partei, Stände- und Kulturpolitik"; Otto Corbach „Krieg und Auswanderung"; Fr. Rembe „Wohlfahrtsarbeiten am Landvolk"; Carl Jentsch „Was jungen Dichtern geraten werden sollte" usw.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

**Kochanweisungen.**

**Topinambur, Erdartischoken.** Die geischälten Knollen werden mit Schwarzpuzeln in mit Mehl verquelltes Wasser gelegt, damit sie nicht anlaufen. Die Zubereitung ist, nachdem sie in wenig Salzwasser weichgekocht sind, gleich der der Schwarzpuzeln. (Etwas sauer.) Sehr gut sind die Knollen in heißer Mäde gebraten, auch kann man Salat davon bereiten wie Kartoffelsalat.

**Graupengemüse.** Die Graupen werden mit Salz und Wasser, dem sehr reichlich feingewiegtes Grün von Sellerie, Lauch, etwas geriebener Zwiebel zugefügt werden, gekocht. Hat man etwas Butir, so schmeißel man diese in kleine Würfel und mischt sie unter das Gemüse.

**Salatgemüse.** Der Salat wird mit Salzwasser nargekocht. Sodann läßt man ihn auf einem Sieb abtropfen. Nachdem man den Salat nun feingewiegt, wird er mit Pfeffer, Salz, etwas geriebener Zwiebel, Honigkornwärfel, nach Geschmack zubereitet. Am den Salat sämig zu machen, kann man etwas Mehl mit zerlassenem Fett daranrühren.

**Rudeltascherl.** Ein Ei, Mehl und Wasser zu einem Rudeltascherl geknetet, der auf einem Brett bäum ausgerollt wird. Statt Rudeltaschen schneidet man viereckige Stücke aus dem Teig, mit gebacktem Fleisch oder Nudeln, Muscheln, Gemüse oder die man mit gebacktem Fleisch oder Nudeln, Muscheln, Gemüse oder mit Mus, Wärmelade oder gekochtem Obst füllt. Der Teig wird wasser oder Brühwürfeluppe gekocht.

**Silbenrätsel.**

Aus den Silben:

a, a, a, her, da, dab, dar, den, e, em, eu, gu, il, la, la, le, len, li, li, nunn, nar, ne, net, nel, o, o, phrat, pold, ra, re, re, rit, sa, se, ta, ta, ten, ter, tis —

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Satz aus Schillers: Wallensteins Lager ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Meerenge, 2. berühmtes Schiff, 3. Deltige, 4. Wästenwind, 5. Fruchtbare Stelle in der Wüste, 6. Feierlicher Sprechetanz, 7. Blume, 8. Blaugeiß, 9. Verzeichnis, 10. Volkstamm, 11. Beleuchtungskörper, 12. Mäntlicher Vorname, 13. Fluß in Asien, 14. Kleines Raubtier, 15. Narrenstreich.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

S  
O D  
M A I  
M O N D  
E B E N E